

Saale-Beitung.

(Der Vote für das Saalthal.)

Einundzwanzigster Jahrgang.

Inserate

werden die Spalten oder deren Raum mit 20 Fig., für Halle mit 15 Fig. berechnet und in der Expedition, von untern Expedienten angenommen. Reklamen die Seite 40 Fig.

Erhebt täglich mit Ausnahme der Sonn- u. Feiertage.

Bezugspreis
für Halle vierteljährlich 2,50 M., durch die Post 3 M., zweimonatlich 2 M., einmonatlich 1 M., ohne Postgeb.
Bestellungen werden von allen Zeitungsstellen angenommen.

Für die Redaktion verantwortlich
S. S.: Dr. A. Wolf in Halle

№r. 95.

Halle a. d. Saale, Sonntag den 24. April

1887.

Der freisinnige Parteitag.

I.

Vor einigen Tagen haben wir an dieser Stelle die Meinung der „Liberalen Korrespondenz“, daß die Einberufung eines deutschfreisinnigen Parteitages geplant und vorbereitet werde, mit lebhafter Gemüthsregung begrüßt. Inzwischen ist die Nachricht selbst inoffiziell zweifelhaft geworden, als sich herausgestellt hat, daß von dem Centralwahlausschuß der Partei oder dessen gewählten Ausschüssen eine entsprechende Absicht nicht bezeugt, wenigstens bisher noch mit keinem Worte erörtert worden ist. Die Art und Weise, in welcher die „Freisinnige Zeitung“ diese Nachricht brachte, ließ deutlich genug erkennen, daß die diesem Blatte nachstehenden Führer der freisinnigen Partei die Einberufung eines Parteitages keineswegs wünschen, eine Thatsache, die bekanntlich auch sonst bekannt war. Ansehen, wenn praktisch von dieser Seite dem Zustandekommen des Parteitages immerhin große Hindernisse in den Weg gelegt werden können, so ist damit noch nichts gegen die Gesundheit und Nothwendigkeit des Gedankens selbst bewiesen. Ganz im Gegentheil!

Es giebt eine Richtung in der freisinnigen Partei — und sie ist gerade in dem genannten Blatte vertreten —, welche annimmt, daß die Parteitagelegenheiten stets feierlicher und richtig betrieben worden sind, welche die Wahlverhältnisse des 21. Febr. ausschließlich außer Acht lassen, den Kriegszustand, den Wahlbeeinträchtigungen u. s. w. zugrunde gelegt ist und welche demzufolge gar nicht an dem alten Gange der Dinge geändert sehen will. Von solchen Gesichtspunkten aus erscheint ein Parteitag allerdings überflüssig und wir sind auch weit davon entfernt, diesen Gesichtspunkten jede Berechtigung abzusprechen. Zweifellos hat die Ungunst äußerer Umstände, für welche die Partei als solche nicht verantwortlich gemacht werden kann, viel zu ihrem Niedergange beigetragen und diesen Niedergang hat sich auch, seitdem die platt, von der offiziellen Presse mit der Berechtigung der freisinnigen Wählerkammern getriebene Fälschung aufgedeckt worden ist, als nicht entfernt so bedeutend herausgestellt, wie anfangs angenommen wurde. Wir gehören auch keineswegs zu denen, welche nach einer verlorenen Schlacht sofort nach Sündenböcken suchen, um sie zur Strafe für eigene Fehler zu schlachten, noch auch denken wir daran, irgendetwas an der Zukunft der Partei zu verweigern. Gerade in dem Artikel, in welchem wir neulich die Nachricht von dem Parteitag freudig begrüßten, haben wir auch die neuen und wiedererwachenden Ansichten hervor, welche sich wiederum der freisinnigen Richtung eröffnen.

Aber so wichtig dies alles ist, so bleibt doch genug übrig, was eine gewisse Regeneration und Reorganisation der Partei durchaus unumgänglich, ja fast unbedingt notwendig erscheinen läßt. Thatsache bleibt doch, daß die freisinnige Partei die letzte sämmtliche Wahlbewegung unglücklich beendigt haben hat als irgend eine andere Partei. Thatsache bleibt doch, daß diese Niederlage nicht ihre erste, sondern bereits ihre zweite war, und daß wenn sie bei der nächsten Wahlen eine ähnliche Einbuße an Mandaten erleidet wie 1884 und 1887, ihr parlamentarisches Dasein beendet sein wird; Thatsache bleibt doch, daß sie theilweise den wichtigsten Fragen der Zeit gegenüber eine, wenn nicht falsche, so doch schwächelnde, zweifelhafte und jedenfalls von liberalen Grundgrundsätzen aus nicht unabwehrbare Haltung einnimmt; Thatsache bleibt doch, daß sich neben dieser programmatischen ebensoviele oder noch viel mehr taktische Bedenken gegen ihre Zeitung in den letzten Jahren er-

heben lassen; Thatsache bleibt endlich, daß alle diese und noch manche andere Umstände in den Reihen der deutschfreisinnigen Wähler, wenn nicht ein Gefühl der Entmutigung hervorgerufen, so doch jenes Gefühl der selbstbewußten Sicherheit, welches für eine zukunftsfähige Partei so notwendig ist, wie das liebe Brot, außerordentlich erschüttern.

Es ist denn auch sehr bezeichnend, daß der Gedanke eines freisinnigen Parteitages nur an die Öffentlichkeit zu treten brauchte, um sofort den lebhaftesten Widerspruch zu finden. Die „Freisinnige Zeitung“ steht mit ihrer Auffassung in der gesinnungsbewahrenden Presse ziemlich allein da: eine große und sonst nirgendwo finden die größte Zahl der freisinnigen Blätter befürwortet entschieden die Einberufung eines Parteitages und giebt damit der in den betreffenden Wählerkreisen vorherrschenden Auffassung treffenden Ausdruck. Wir halten es für unsere politische und publizistische Pflicht, diese Erklärung möglichst zu veröffentlichen und glauben dies nicht wirksamer thun zu können, als indem wir die Aufgaben eines freisinnigen Parteitages in sachlichen Umrissen zu zeichnen versuchen.

Politische Uebersicht.

Am österreichischen Herrenhause begründete am Freitag Schmerling den Antrag, den Antrag des Praxa's (s. S. 8) in der Sprachenverordnung zurückzuziehen. Der Antrag wurde dem Ausschusse für die Sprachenverordnung übergeben und sich für die Abweisung an eine Kommission ausgesprochen hatte, damit Gelegenheit gegeben sei, die Ausführungen Schmerling's noch mehr zu entkräften, wurde der Antrag Schmerling nicht einer Kommission von 9, sondern nach dem Antrage des Ministers Falkenhayn einer solchen von 15 Mitgliedern zugewiesen. Diefelbe wurde sofort gewählt.

Am einen in einem Amerikaner gerichteten Schreiben sagt Gladstone: „Ich lege hohen Werth auf die unablässigen Sympathie-Ausdrückungen von Seiten Amerikas und der Melonen für die Sache Irlands. Abgesehen von mehr oder weniger formellen Empfangsbezeichnungen halte ich es nicht für angemessen und nützlich, ein allgemein gehaltenes Schreiben an Amerika zu richten, wiewohl ich nicht nur früher die Gelegenheit im Parlament zur Sprache gebracht habe, sondern dieses auch in Zukunft thun werde.“ Ich möchte nur, daß das Volk dieses Landes (England) die Mittel hätte zu verstehen, daß es sich nicht um Impulse von Fraktionen handelt, sondern die Bewegung in Amerika wirklich national geworden ist. In dieser Richtung möchte ich empfehlen, die Zahl der Personen, welche den künftigen Versammlungen beigegeben haben, und die Zahl der Gouverneure, Bürgermeister, Senatoren, Abgeordneten, Geistlichen und anderen verantwortlichen Beamten, welche die Beschlüsse unterstützen haben auszugeben.“

Am 20. d. reichten vier weitere irische Konstabler ihre Entlassung ein. Am Sonntag wird in Castleland, im Kreise Kerry, eine öffentliche Kundgebung zu ihren Ehren stattfinden, bei welcher mehrere Parlamentarier (siehe Anzeigen) sprechen halten werden. — In Wabobridge, im Kreise Down, wurden die Gerichtsvollzieher mit lebendem Wasser besoffen, als sie in das verarbeitete Haus einer Frau Cowell bringen wollten, um dieselbe auszuweisen. Die Ausweisung wurde schließlich ausgegeben.

Aus Wien wird dem „Standard“ unterm 20. d. berichtet: „Nach weiterer Information, welche ich über die in

der serbischen Königsfamilie herrschende Krisis erhalten habe, scheint die Schwierigkeit wenigstens theilweise politischer Natur zu sein. Königin Natalie ist eine Tochter des russischen Obersten Kojfetz. Sie hat immer vertraute Verbindungen mit der russischen Partei in Serbien und den Gegnern der antirussischen und anti-gouvernementalen Partei unterhalten. Diese Thatsachen veranlassen die Minister, um ihre Entlassung einzufordern und schließlich verbot der König seiner Vertrauten heranzutreten, sich Politik einzumischen. Der Wunsch, welcher darauf zwischen dem Königspaare entstand, wurde sich endlich so, daß die Königin sich entschloß, sich von ihrem Gemahl zu trennen und zu ihrer Familie in Rußland zurückzukehren. Es wird nicht einmal der Versuch gemacht, die Sache zu verhandeln und sie bildet den Gegenstand des Gesprächs am Hof, unter den Diplomaten und in gewissen Kreisen Belgrads.“ — Von diesen Verhältnissen war bis dahin gar nichts bekannt geworden.

Deutsches Reich.

* Berlin, 22. April. Se. Maj. der Kaiser empfing heute vormittag den Kommandeur des 2. Garderegiments S. S. Grafen Brud. von Zill zu Berlin, nach dem Vertrag des Ober- und Unter-Commissars Grafen von Perchtold entgegen, abgetheilt mittags mit dem Vorleser des Civilkabinetts v. Wiltonski und hatte dann eine Unterredung mit dem Oberfinanzrath Grafen Otto zu Stolberg-Wernigerode. Nachmittags unternahm der Kaiser eine Spazierfahrt. — Am künftigen Sonntag wird der Geburtstag der Prinzessin Margarethe, der jüngsten Tochter des Kronprinzen und der Kronprinzessin, geb. 1872, gefeiert.

* Berlin, 22. April. Der Bundesrath genehmigte in der gestern unter dem Vorsitz des Staatsministers von Dettlacher abgehaltenen Plenarsitzung die Gegenentwürfe, betreffend die Feststellung eines Nachtrags zum Reichshaushalts-Etat für das Jahr 1887/88, und betreffend die Aufnahme einer Anleihe für Zwecke der Verwaltung des Reichsgebietes und für die Verwaltung des deutschen Eisenbahnnetzes im Interesse der Landesverteidigung mit den von den Ausschüssen für das Landtag und die Festungen, für Eisenbahnen, Post und Telegraphen und für Rechnungsämtern vorgeschlagenen Abänderungen. Die Vorlage wegen Abänderung des amtlichen Baarenverzeichnisses vom Zolltarif mit Beziehung auf Eisenbahnverkehrs wurde den Ausschüssen für Zoll und Eisenwesen und für Handel und Verkehr überwiesen. Außerdem wurde über die geschäftliche Behandlung mehrerer Eingaben Beschluß gefaßt.

SS Berlin, 22. April. Im Abgeordnetenhause wurde heute die in der Berathung des Reichengesetzes zu Ende gefaßt und der Antrag auf Ueberweisung der Vorlage an eine Kommission abgelehnt. Namens der Nationalliberalen begründete Abg. Gynren die Ablehnung des Gesetzes als Ganzes. Herr v. Hammerstein stimmte mit Rücksicht auf die Erklärungen des Reichskanzlers für das Gesetz, lehnte aber seinerseits jede Verantwortung für die Verhandlungen mit ihm ab und vertheidigte eingehend die Forderung größerer Selbstständigkeit der evangelischen Kirche. Das gab dem Reichskanzler Anlaß, sich in schärfer Weise gegen den Versuch der Provozcierung eines Kulturkampfes in der evangelischen Kirche zu erklären. Nothwendig der evangelischen Kirche werde die Regierung freiwillig entgegenkommen, wenn sie durch Gewährung weiterer Steuererlassen dazu in den

Der Sache nicht, dem Manne!

Samuel Hahnemann ist in Deutschland, darf man wohl sagen, nachgerade fast vergessen. Die von ihm begründete Homöopathie freilich lebt noch, obwohl auch lange nicht mehr so herrschend und mächtig wie einst; aber wer weiß noch viel von ihrem Stifter? Da erschallt sein Ruhm plötzlich in Paris von einer dort stets achtungsvoll vernommenen Stimme, und nicht so sehr wegen als trotz der ärztlichen Kegerei, die er in seinen letzten Lebensjahren auch dortin getragen hat.

Es ist allerdings schon recht lange her. Es war in der Mitte der dreißiger Jahre, als er dort besonders Aufsehen erregte durch die Heilung der kleinen Tochter eines Mannes, der jetzt eben dabei ist, sich seiner interessanten Lebensbegebenheiten literarisch zu erinnern.

Der geistreiche, lebenswichtige und für einen Pariser außerordentlich sittenfeste Ernst Legouvé hat seine „Schicksaligen Erinnerungen“, ein Buch des letzten Reiches und Wertes zugleich, in diesen Wochen mit dem zweiten Bande abgeschlossen. Er sagt sein Leben originell genug in der Form von Skizzen anderer Zeitgenossen, denen er einen nennenswerten Einfluß auf sich zuschreiben zu dürfen meint. Dazu gehört auch jener deutsche Arzt. Man lese, wievielmal!

Legouvé's dreijähriges Töchterlein lag sterbend. Sein Hausarzt, Arzt an dem berühmten Krankenhause Hotel Dieu und deshalb wohl kein unbedeutender Fachmann, hatte an Mörzen einem der Freunde des Hauses erklärt, sie sei unrettbar verloren. Vater und Mutter saßen abends gramerfüllt an der Wiege; zwei Freunde waren bei ihnen und einer derselben hatte von einer Abendgesellschaft einen jungen Maler herbeigeholt, der die Hilfe des leidenden kleinen Lebens für die Familie noch einmal annehmen sollte. Der ihr sonst ganz fremde junge Mann war selbst so gerührt, daß er mitunter seine Tränen trocken mußte, damit sie nicht seine Zeichnung bewirkten. Als er gegen Mörzen fertig war und Abschied nahm, fiel ihm plötzlich ein zu fragen, warum man sich denn nicht an den deutschen Arzt wende, dessen Heilungen angeblich in Paris so viel Rärm machten, Dr. Hahnemann?

Schaden könne es ja nicht mehr, da der Hausarzt die Kleine doch schon ausgegeben habe.

Dies war wie ein neuer Rettungsstrahl, wenn man zunächst auch noch nicht viel Vertrauen setzen konnte. Einer der beiden Freunde der Eltern wollte Hahnemann zufällig gegenüber. Er machte sich auf, kam zu seiner früheren Sprachstunde hin, fand schon zwanzig Leute wartend, durchdrang aber mit einigen Anderen nach rechts und links ihre Reihe, stürmte in das Zimmer des Arztes, ohne nur die Erlaubnis des darin verweilenden Falles abzuwarten, und redete Hahnemann so warm und lebhaft zu, auf der Stelle mit ihm zu kommen, daß jener nicht widerstehen konnte. Er mußte nur, sagte er, auch seine bei ihm sitzende und für ihn schreiende Frau miteinnehmen.

So kamen die drei in das Krankenzimmer. Der Doktor ging stracks auf die Wiege zu und faßte das bleiche stille Kind scharf ins Auge, erkundigte sich nach der Krankheitsgeschichte, ohne das Auge wegzunehmen, und als er alles vernommen hatte, geriet er in eine Art von heiligem Zorn, warf die Händchen und Schädeltelchen seines Sachgenossen zum Fenster hinaus, ließ das Bettchen in ein anderes Zimmer tragen, dem Kinde neues Zeug anlegen, und besah ihm so viel Wasser zu geben, wie es nur immer nehmen wollte. Eine Pfanne voll Kofeln sei ihm in den Leib geschüttet — die mußte erst gelöst werden. Er berieth sich dann auf deutsch mit seiner aufmerksamen theilnehmenden Frau, die ihm angeblich Recht gab, und verbrach abends wiederzukommen.

Das Kind blieb am Leben. Bei jedem Besuch sagte Dr. Hahnemann ganz glänzend: „Wieder ein Zug gewonnen!“ In diesem unigen Interesse an Leben und Gesundheit seiner Patienten, das er an den eiligen ihm gestorbenen Kindern erworben habe, hebt Legouvé seine Größe.

Er schildert seine Erziehung so: „Deinache achtzig Jahre alt, hatte er einen prachtvollen Kopf, weiß seidenartige Haare, die zurückgeworfen und sorgfältig um seinen Hals herum gelockt waren, tiefschwarze Augen, einen geisterhaften Mund mit vorstehender Unterlippe und eine Alceolone.“

Aber das merkwürdigste an ihm war wenigstens damals eigentlich seine Frau. Sie ließ ihn niemals allein. Neben seinem Schreibtisch saß sie an einem anderen, kleineren Tische

und schrieb für ihn. Sie wohnte allen seinen Kranken-Berathungen bei, ohne Rücksicht auf das Geschlecht oder das Leben. Dann bemerkte sie sich förmlich die Anzeichen, sprach mit ihrem Manne deutsch über den Fall, und bereitete die verordneten Arzneien. Auf den wenigen Krankenbesuchen Hahnemanns außer Hause begleitete sie ihn stets.

Er war aber selbstmüthig nicht der erste, sondern der dritte verirrte Krebs, den sie gefesselt hatte. Als Fräulein D'Herilly, hübsch, groß, elegant, mit einem frischen, von leichten blonden Locken umgebenen Gesicht, war sie 26 oder 30 Jahre alt die Frau eines berühmten Schauspielers von Paris geworden. In dem Maler heiratete sie zugleich die Malerei, und hätte mehr als einen seiner Gemäde unterzeichnen können, wie später die Kunstvorführer Hahnemann's. Nach 13's Tode wandte sie sich der Poesie zu, vertretend durch einen siebzehnjährigen Poeten Namens A. Sie war sich nun auf die kleinen Geschichten mit demselben Eifer wie früher auf die großen Historien-Bilder. Als A. dann gleichfalls gestorben war, ging sie in Alter noch höher hinauf und nahm den beinahe achtzigjährigen Arzt. Mit ihm wurde sie in der Medizin so revolutionär, wie sie klaffig gewesen war in der Malerei und der Dichtkunst. „Ihr Kainus“, sagt Legouvé, stieg zum Fanatismus. Sie glaubte für alles Heilmittel zu haben. Eines Tages, da ich auf die Untreue eines unterer Diensthofen schalt, den wir hatten verabschieden müssen, bedauerte sie, daß man es ihr nicht früher gesagt habe, — sie und ihr Mann hätten ja auch dagesen Mittel! Sie war dabei von letztem Gedank, und in der Krankenszene von zitterndem Gesicht. Niemand wußte besser als sie taugend Trostföhrliche für die armen Leidenden aufzusuchen. Zu der frommen Mühe einer barmherzigen Schwester fügte sie das harte Zartgefühl eines Frau von Welt.

Ihre Hirtorgie für Hahnemann war unermesslich würdig. Er starb, wie er sterben mußte, bis das letzte Jahr blieb er der vortheilhafteste Mensch für die Heilkraft seiner Heilung. Seine Schwäche, seine Abnahme des Geistes oder Gedächtnisses! Seine Lebensweise war einfach und ohne peinliche Strenge. Er trank weder bloßes Wasser, noch bloßen Wein; einige Tassen voll Champagner in eine Flasche Wasser gefüllt, das war sein Getränk. Im Sommer, wenn das Wetter gut war, ging er alle Abende durch die Champsées selber, und den

